

KARL KRÜGER

*Dieter*  
KRIEGSPFARRER IM ZWEITEN WELTKRIEG

*Holweg*

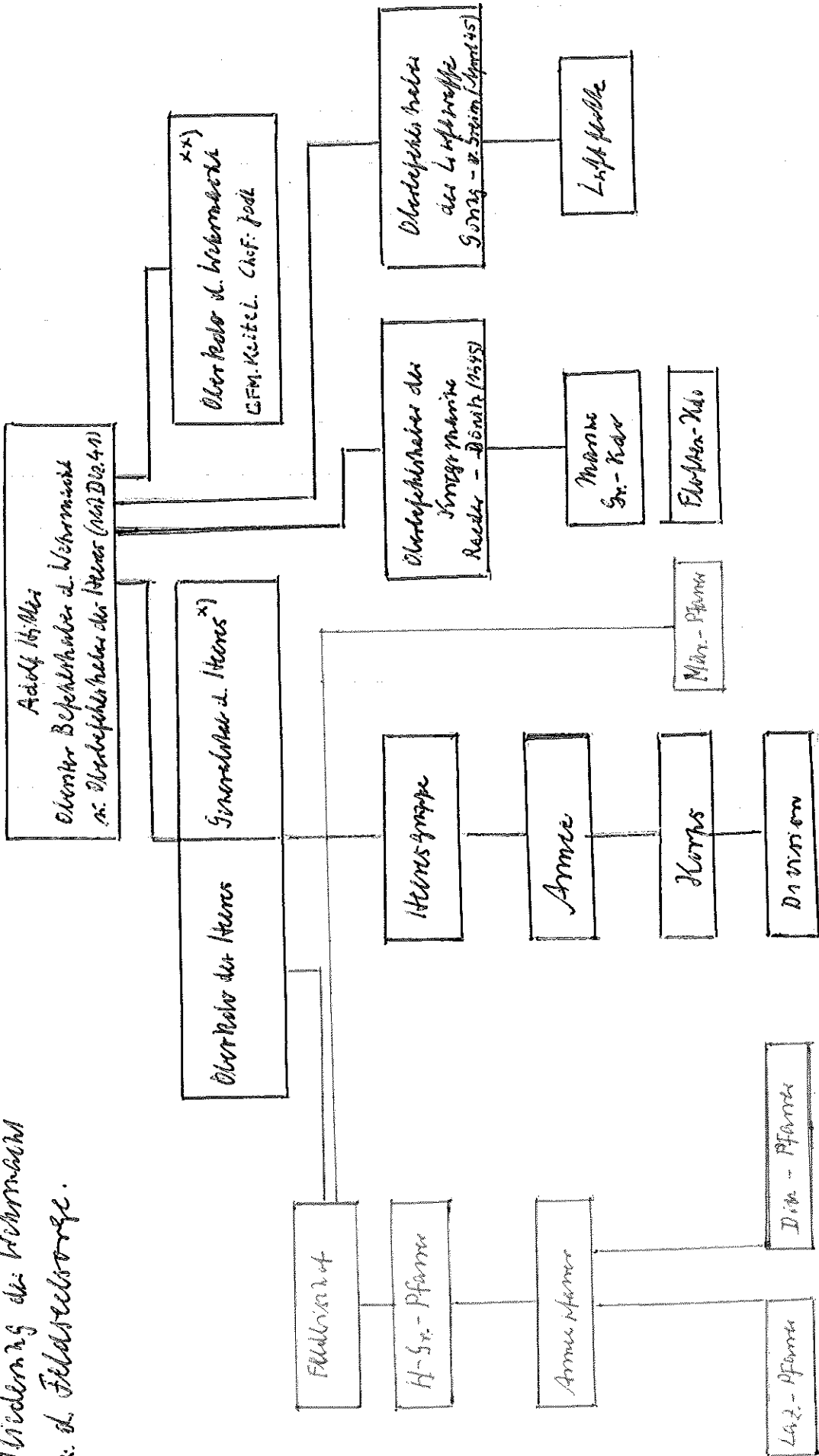
Protokoll des Interviews vom 17. August 1982  
in Detmold - Hiddesen

angefertigt nach einer Tonbandaufzeichnung  
Interviewer: Vikar Dieter Beese

*Karl Krüger*

.....  
(Karl Krüger, Pfr. i.R.)

Wiedergang des Wehrmann  
 n. d. Feldbesetzung.



7) Chef: Heidecker vor Sept. 44  
 Zentrale: Jan 44  
 Stabschef: März 45  
 Wehr: März 45

Zentrale für Fernverkehr  
 n. Ruffland

x2) Zentrale für die Fernverkehr  
 Norwegen, Finnland,  
 Afrika, Italien, Balkan, Westeu.

KARL KRÜGER - DIVISIONSPFARRER IM ZWEITEN WELTKRIEG

K: Ich habe in Stettin das zweite Examen gemacht. Der Prüfungskommission gehörte der damalige Mehrkreispfarrer von Stettin und Konsistorialrat D. Dohrmann an. Nach der Prüfung während der üblichen Gratulationskur sagte er zu meiner Überraschung zu mir: "Es wäre schön, wenn wir zusammenbleiben könnten." Er sorgte dafür, daß ich eine Hilfspredigerstelle in Stettin bekam und zugleich Hilfsprediger bei ihm in der Militärgemeinde wurde. Ich hatte also von Anfang an ein doppeltes Amt: in einer Stettiner Vorstadtgemeinde, in Pommerensdorf, und in der Standortgemeinde. Außer den sonntäglichen Gottesdiensten in meinem Gemeindebezirk hatte ich jeden Sonntag Gottesdienst im Lazarett zu halten. Dazu kamen jede Woche Besuche im Lazarett, auch Amtshandlungen in der Soldatengemeinde, oft - damals beliebt - als Haustrauungen und Haustaufen. Einmal im Monat hatte ich Dohrmann in der Garnisonkirche zu vertreten. Das bedeutete viel für einen jungen Pastor, auf der Kanzel von Dohrmann zu stehen, der als der beliebteste Prediger in Stettin galt.

In der Zeit, als ich in Stettin meine Hilfspredigerzeit verbrachte, wurde Dohrmann Feldbischof. Eines Abends, das weiß ich noch wie heute, kriegte ich einen Anruf von ihm: "Hier Dohrmann, Bruder Krüger, wollen Sie ganz in die Militärseelsorge?" - "Herr Feldbischof, das ist eine schwerwiegende Entscheidung. Kann ich mir Bedenkzeit ausbitten?" Er sagte: "Lange Zeit zum Warten kann ich Ihnen nicht geben. Wenn Sie wollen, muß ich morgen Ihre Antwort haben." Es war ein besonderer Dienst, der einem nicht alle Tage angeboten wurde. So sagte ich zu. Es war ja eine Verpflichtung auf Zeit. So bin ich in die Militärseelsorge gekommen.

Dohrmann schickte mich als Standortpfarrer nach Frankfurt an der Oder. Der Frankfurter Schakla wurde sein Nachfolger in Stettin, und ich dessen Nachfolger. Die Zeit in Frankfurt / Oder galt als Probezeit, von Mai bis Dezember 1934. Zum 1. Januar 1935 erhielt ich die neu errichtete Standortpfarrstelle in Liegnitz beim Infanterieführer III, aus dem dann im Zuge des Aufbaus der Wehrmacht die 18. Inf.Div. wurde. (Als Heerespfarrer wurde ich in das Beamtenverhältnis übernommen.) Bei Ausbruch des Krieges wurde ich Divisionspfarrer der 18. Division, erlebte die Feldzüge in Polen, in Frankreich und in Rußland bis zum Untergang der Division im Juni 1944. Die Division im Baltikum, zu der ich zunächst versetzt wurde, erwies sich als "Volksgrenadierdivision", der kein Pfarrer zustand. Der Kommandierende General des Korps holte mich in seinen Stab. Das konnte nicht von langer Dauer sein. Ich habe mich dort - ohne Truppe - auch nicht recht wohl gefühlt. Der Feldbischof versetzte mich wieder zu einer aktiven Division, der 116. Pz.Div., die auf dem westlichen Kriegsschauplatz lag. *Mit ihr erlebte ich die Ardennen-offensive im Dez. 1944 u. im Frühjahr 1945 die Kämpfe im Remscheid u. endet in Ruhr Kessel.*

B: Könnten Sie etwas von Ihrem Elternhaus erzählen?

K: Mein Vater ist auch Pastor gewesen. Geboren bin ich in Argentinien, in Esperanza de Santa Fé. Dort war mein Vater Pfarrer an einer deutschen Auslandsgemeinde. Als mein Vater studierte - das ist Ende des vorigen Jahrhunderts gewesen - gab es eine "Theologenschwemme", das heißt: die jungen Theologen bekamen erst spät eine Pfarrstelle, wurden Hauslehrer oder "Nachmittagsprediger", die es damals noch gab. Mein Vater ging ins Ausland. Zunächst nach Kapstadt, in eine holländisch und englisch sprechende Gemeinde. Übrigens gerade während des Burenkrieges. Nach seiner Rückkehr verheiratete er sich in Stettin. Die Hochzeitsreise ging gleich nach Argentinien. Dort bin ich - sind auch meine beiden Brüder - geboren, wie auf dem spanischen Geburtsschein zu lesen ist, als "ein Kind von weißer Farbe". Nach sechs Jahren kehrten die Eltern (1911) nach Deutschland zurück. Meinem Vater wurden zwei Pfarrstellen angeboten, eine in der Provinz Sachsen und eine in der Provinz Pommern. Mein Vater nahm die in der Provinz Sachsen, in Haynsburg bei Zeitz, weil es dort verhältnismäßig günstige Schulbedingungen für die Kinder gab.

B: Wie ist das geistige Klima zuhause gewesen?

K: Es war ein Landpfarrhaus, in dem meine Brüder und ich aufgewachsen sind, in Freiheit und Geborgenheit. Es war für uns ganz selbstverständlich, dass wir sonntags mit zur Kirche gingen, auch daß wir Vater geholfen haben, z.B. bei Blättern verteilen und Kollektieren, später auch beim Aufstellen von Listen für die Kirchensteuer. Das mußte der Pfarrer auf dem Lande selber besorgen.

Zum Theologiestudium habe ich mich verhältnismäßig frühzeitig entschlossen, als Obersekundaner schon. Wir hatten Besuch über Weihnachten von einem Sohn eines Freundes meines Vaters, der in Leipzig studierte. Es war in der Inflationszeit. Von Leipzig aus nach Hause in Pommern zu fahren, war zu teuer. Deshalb luden meine Eltern diesen jungen Theologiestudenten zu uns ein. Ihm habe ich es zu verdanken, daß ich Theologe wurde. Ich habe schon auf der Penne das Hebraicum gemacht; das war auf einem humanistischen Gymnasium möglich. Ich habe dafür nie viel getan und bin auch nie ein großer Hebräer geworden. Als einziger hatte ich bei unserem Religionslehrer Hebräischunterricht. Er bestellte mich dazu in seine Wohnung. Beim Abitur mußte ich eine Hebräischklausur schreiben. Ich schrieb sie recht und schlecht mit "genügend", aber ich kriegte das Hebraicum bescheinigt, was <sup>da</sup> natürlich viel wert war.

B: Hat es während des Studiums Lehrer gegeben, die Sie besonders beeindruckt haben?

K: Ja, aber lassen Sie mich zuerst noch etwas zur Familie nachtragen. Ich habe zwei Brüder, einen älteren und einen jüngeren. Der <sup>ältere</sup> erste wurde Philologe mit den Fächern Mathematik, Physik, Chemie, Erdkunde. Der jüngere wurde Jurist. Beide leben Gott sei Dank noch. Wir haben alle drei den Krieg überstanden. Der Philologe war zuletzt hier in Detmold Studiendirektor am Stadtgymnasium. Er ist lange Zeit Vorsitzender des Kirchenvorstandes der Lutherischen Gemeinde in Detmold gewesen. Der jüngere in Hamburg ist auch jahrelang im Kirchenvorstand gewesen und geht heute noch jeden Sonntag mit sei

ner Frau in die Kirche. Wir waren - wenn Sie so wollen - Pfarrerskinder im guten Sinne. Dabei hat uns unser Vater nie besonders bearbeitet. Allein durch sein Vorbild und Beispiel war uns das Leben in der Gemeinde und in der Kirche von Kind auf selbstverständlich.

Sie fragten nach meinen theologischen Lehrern. Ich habe in Tübingen angefangen zu studieren, dann das zweite Semester in Leipzig. In Leipzig hatte ich schon im zweiten Semester ein Hauptseminar belegt bei Heinrich Boehmer (Der junge Luther). Er ist mein wichtigster Lehrer während des einen Semesters in Leipzig gewesen. Das Seminar ging über Franziskus von Assisi. Er beschwerte sich darüber, daß wir zu wenig Latein konnten. Was würde er heute sagen? Es war sein letztes Semester. In den Semesterferien darauf ist er gestorben. Er war ein sehr origineller Mann, der ein typtisches Sächsisch sprach "die Sprache Luthers", wie er sagte, und sein Kolleg mit allerlei Geschichtchen und Witzchen zu würzen wußte. Das dritte Studiensemester führte mich zusammen mit meinem Bruder Hans nach Halle an der Saale. Dieses Semester wurde für meinen weiteren Studiengang entscheidend.

Das neutestamentliche Seminar über den Philipperbrief, in dem ich eine Arbeit schrieb, brachte mich zu Ernst von Dobschütz. Ihm verdanke ich, daß das Neue Testament mein Spezialfach wurde. Das blieb es auch. Vorlesungen und Seminare machten mich nicht nur mit der religionsgeschichtlichen und formgeschichtlichen Erforschung des Neuen Testaments bekannt, sondern ließen mich auch erkennen, daß in der Theologie des Neuen Testaments der Schlüssel zu aller Theologie liegt. Ich wurde Seminarsenior bei Ernst von Dobschütz und er, der fast Blinde, zog mich gern zu kleinen Hilfsdiensten heran. Die schmalen Finanzen erlaubten kein langes Studium. Nach dem sechsten Semester, also so früh wie möglich, meldete ich mich zum Examen. Von meinen hallenser Lehrern muß ich Ihnen noch nennen den recht trockenen aber wissensreichen Erich Klostermann (Mitherausgeber des Lietzmannschen Handbuchs), im Alten Testament Otto Eißfeldt und Hans Schmidt, den ich sehr geschätzt habe, dazu den damaligen Privatdozenten Kurt Gallig und den bereits emeritierten Senior der Alttestamentlichen Wissenschaft Hermann Gunkel, den begeisterungsfähigen und immer interessanten Johannes Ficker in der Kirchengeschichte, den leicht arroganten, geistreichen, treffende Sentenzen formulierenden Wilhelm Lütgert und den mich reichlich orthodox anmutenden Georg Wehrung in der systematischen Theologie, und in der Praktischen Theologie den väterlichen Karl Eger.

B: Ich würde jetzt gerne einen Sprung machen in die Zeit 1938. Wie haben Sie diese Ereignisse erlebt und beurteilt?

K: In der Kaserne herrschte eine sehr gespannte Atmosphäre, auch bei allen Offizieren. Jeder rechnete, zumindestens im Hinterkopf, damit, daß es zum Krieg kommen könnte. Keinerlei Begeisterung dafür. Ich besinne mich sehr deutlich an das Zusammensein im Kasino, wozu der Divisionskommandeur uns zusammengerufen hatte. Eine recht ernste Stimmung. Von Begeisterung konnte man auch in einer aktiven Truppe, die wirklich eine gute Truppe

war, nicht sprechen. Dann große Erleichterung, als das Münchner Abkommen bekannt wurde, noch an dem Abend, als wir im Kasino zusammensaßen.

B: Haben Sie damals von der Gebetsliturgie der Bekennenden Kirche erfahren?

K: Ich habe davon gehört, aber nur so am Rande. Innerlich war ich bei der Bekennenden Kirche engagiert, als Militärpfarrer auch froh darüber, daß man offiziell mit dem Kirchenkampf nichts zu tun hatte. In der "Geborgenheit" des Militärs konnte man ~~sich~~<sup>ihm</sup> als Zuschauer ansehen. Ich hatte guten Kontakt mit den Zivilpfarrern in Liegnitz, die zur Bekennenden Kirche gehörten. Wir trafen uns regelmäßig. Insofern bin ich schon ein bißchen mehr als nur Zuschauer gewesen.

B: Haben Sie damals auch theologisch über Krieg und Frieden nachgedacht?

K: Natürlich hat man darüber nachgedacht - im Sinne der lutherischen Theologie. Ich habe damals Luthers Schriften über Krieg und Frieden studiert, z.B. "Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können" und "Vom Krieg wider die Türken". Ich habe auch über theologische Probleme in der Kaserne mit meinen Soldaten gesprochen, in den sogenannte<sup>n</sup> "Kasernenstunden". Ich habe also im lutherischen Sinne gedacht, bis hin zum "pecca fortiter" und zum Vertrauen auf die Gnade, die einen auch im Soldatenstand hält. Man hat auch viel nachgedacht über den ersten Weltkrieg, hat Walter Flex und "Kriegsbriefe gefallener Studenten" gelesen und auch verwertet. Über geschichtliche Themen habe ich überhaupt gerne gesprochen. Geschichte ist immer ein Hobby von mir gewesen und ist es heute noch.

Bevor der Krieg ausbrach, hatte man sich schon Wochen lang gefragt: "Wann geht es los?" Man kann sich heute gar nicht mehr so vorstellen, wie damals die Stimmung in der Bevölkerung war. Eines Tages hieß es: "Fertigmachen! Sachen packen!" Es ging nach Oberschlesien. Kreuzburg war der Mittelpunkt des Divisionsbereiches. Ich hatte eine Mobilmachungsorder und wußte, daß ich als Divisionspfarrer bei der Division bleiben würde. Der Divisionsstab mit PKWs und Omnibussen fuhr abends aus Liegnitz ab. Es war ein herrlicher Sommertag. Ich werde das nie vergessen, wie wir durch Breslau fuhren. An den Bürgersteigen standen die Leute wie eine Mauer, still und schweigend - kein Zuruf. Auch wieder ein Beispiel dafür, daß es auch in der Bevölkerung keine Kriegsbegeisterung gegeben hat. Schweigend mit ernstesten Gesichtern standen die Menschen an der Straße. Der Krieg wurde noch für ein paar Tage verschoben. Wir hatten also noch ein bißchen Zeit, uns an den Krieg zu gewöhnen. Der Divisionskommandeur, Generalmajor Cranz, sagte zu den Divisionspfarrern: "Gehen Sie zu den einzelnen Truppenteilen und halten Sie Feldgottesdienste." Das war für mich sehr eindrucksvoll. Man stand zum ersten Mal vor Soldaten, von denen man wußte: Die ziehen morgen oder übermorgen ins erste Gefecht. Ich weiß noch den Text: "Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft." Zum Feldgottesdienst wurde kommandiert. Aber ich habe nie den Eindruck gehabt, daß mir Ablehnung begegnet wäre. Man merkt ja, wenn man vor Menschen steht: Wird dir das Wort abgenommen oder nicht? Ich hatte nicht nur bei diesem ersten Feldgottesdienst den Eindruck, daß

das Wort irgendwie ankam.

B: Welches Verhältnis hatten Sie zu Ihren Kommandeuren?

K: Mein erster Div. Kommandeur in Liegnitz, General Hoth, zuletzt Generaloberst und Oberbefehlshaber der 4. Pz.-Armee, war recht positiv gegenüber der Wehrmachtseelsorge eingestellt, nahm auch regelmäßig am Wehrmachtgottesdienst teil. Er war streng wie der Alte Fritz. Er nannte mich nie beim Namen, wie das beim Militär üblich ist, sondern sagte immer "Herr Pfarrer". Sie sehen also, wie man persönlich aufgenommen wurde. Einmal sagte er zu mir: "Ach wissen Sie, Herr Pfarrer, man wird doch, ohne daß man es weiß von dieser Propaganda überfahren. Wenn ich heute höre: Es wird ein Text aus dem Alten Testament genommen, dann fällt bei mir schon eine Klappe." Das Alte Testament wurde von der NS- Propaganda besonders verächtlich gemacht. Man sieht, daß auch Menschen, die aus einer christlichen Tradition kamen, von dieser Propaganda beeindruckt wurden. General Hoth freilich nie so ernstlich, daß er den Dienst des Pfarrers abgelehnt hätte. Auch meine Regimentskommandeure waren Soldaten aus alter preußischer Tradition. Hoths Nachfolger als Divisionskommandeur war Generalleutnant von Manstein. Er hatte ein sehr positives Verhältnis zur Wehrmachtseelsorge. Im Krieg - zuletzt Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd in Rußland - galt er als der befähigste deutsche Heerführer. Stets fürsorglich für seine Soldaten war es doch nicht ganz einfach, ihm persönlich nahe zu kommen. Ich erinnere mich einer Weihnachtsfeier des Divisionsstabes. Als Pfarrer, damals ein junger Mann (~~vielleicht 26 Jahre~~) hatte ich den Platz neben dem Kommandeur und versuchte, mich mit ihm zu unterhalten. Das war schwierig, weil er nur knapp und kurz antwortete. Ich hatte das Gefühl, daß er mit seinen Gedanken in höheren Regionen schwebte. Die Verbindung blieb in der Zeit nach dem Krieg erhalten. Den von einem britischen Militärgericht verurteilten Generalfeldmarschall habe ich im Gefängnis Werl besucht. 1966 habe ich Frau von Manstein in Dorfmark beerdigt. Dort habe ich auch (am 15. Juni 1973) die Beerdigung des Feldmarschalls mit einem großen Trauergottesdienst in der Kirche und mit militärischen Ehren seitens der Bundeswehr gehalten.

Den ersten Kriegskommandeur, Generalmajor Cranz, habe ich schon erwähnt. Er führte die Division in Polen und in Frankreich bei ihrem Vorstoß bis zur Einnahme von Dünkirchen. Danach waren wir eine Zeit lang Besatzungstruppe in Paris. Der Gottesdienst, den ich für die Division in der Notre Dame gehalten habe, gehört zu den eindrucksvollsten Diensten als Divisionspfarrer. Noch 1940 wurde die Division in die heimatlichen Standorte, d.h. nach Schlesien verlegt. Sie wurde zur Inf. Div. (mot.) - später Panzergrenadier-Division - umgerüstet. Während dieser Zeit verunglückte der Divisionskommandeur bei einem Scharfschießen auf dem Übungsplatz Neuhammer tödlich. Die ganze Division war tief bewegt.

Während des Rußlandkrieges hatte ich ein besonders gutes Verhältnis zu dem Divisionskommandeur Generalmajor von Erdmannsdorff, der schon als Regimentskommandeur zur Division gehört hatte.

Als Pfarrer (mit einer Uniform ohne Rangabzeichen) konnte man sehr freimütig sowohl mit dem General als auch mit dem Obergefreiten sprechen.

B: Was waren die Themen, über die Sie bei solchen Gelegenheiten miteinander gesprochen haben?

K: Am meisten interessierte natürlich die Situation. Wie sah die Divisionslage aus? Man wollte ja als Divisionspfarrer auch informiert sein. Man kam auch auf die allgemeine Lage zu sprechen, auf zuhause. Auch der Gegensatz Wehrmacht - SS, von der Wehrmacht als protegierte Konkurrenz empfunden, konnte Thema sein. Mit SS-Einheiten habe ich nie zu tun gehabt, wohl mit Luftwaffeneinheiten, die zwar keine eigenen Pfarrer hatten, ihn aber mitunter von der Division in Anspruch nahmen.

B: Ich möchte noch einmal auf den Punkt Gottesdienste zu sprechen kommen. Sie erzählen von Ihrem ersten Feldgottesdienst vor dem Polenfeldzug. War der Feldgottesdienst immer die Hauptgottesdienstform?

K: Feldgottesdienst konnte man in großem Stil nur halten, wenn die Lage das erlaubte. Das war bei einer an vorderster Front eingesetzten Division verhältnismäßig selten. Nur bei herausgezogenen Truppenteilen, in Auffrischungsräumen, bei rückwärtigen Einheiten konnte man Feldgottesdienst halten.

Zu unserer Ausrüstung gehörte ein sogenannter Feldkoffer. Ich sehe ihn noch vor mir. Er war nur etwas größer als Ihre Tasche. Er enthielt eine Altardecke. Das war ein rotseidenes Tuch mit einem Eisernen Kreuz für ein Podium oder für einen Altartisch zu benutzen. Es gab auch zwei Leuchter, Kerzen und Abendmahlsgeschirre. Ich habe mich zunächst schwer entschließen können, Abendmahlsfeiern zu halten, habe es aber dann doch gemacht, je länger je öfter. Ich habe mich immer darüber gefreut, oder besser gesagt: Ich bin bewegt gewesen, mit welcher Anteilnahme meine Soldaten das Abendmahl feierten. Nun muß ich dazu sagen, daß Schlesien eine gut kirchliche Provinz gewesen ist und die Soldaten von Hause aus noch etwas an christlicher Frömmigkeit mitbrachten. Einmal passierte es mir, daß ich zum Zahlmeister sagte: "Ich möchte Abendmahl halten. Haben Sie eine Flasche Wein?" - "Nein, Wein haben wir nicht. Ich habe aber Sekt." - "Dann feiern wir eben das Abendmahl mit Sekt. Das geht auch!"

Sogar katholische Kameraden kamen einmal zu mir, daran erinnere ich mich, und fragten; ob sie am Abendmahl teilnehmen durften. Sollte ich sagen: "Tut mir leid, das Kirchenrecht verbietet das"? Das habe ich nicht gesagt; vielmehr: "Bei uns ist manches anders als bei euch. Euch wird auffallen, daß nicht nur die Hostie gereicht wird, sondern auch der Kelch. Aber wenn ihr wollt, dann kommt zum Abendmahl. Es geht um die Vergegenwärtigung der Vergebung der Sünden. Das dürft ihr ganz gewiß auch für euch akzeptieren." Sie sind dann zum Abendmahl gekommen. Vielleicht war es für sie der letzte Sakramentsempfang.

In Zeiten des Stellungskrieges bin ich auch durch die Gräben und Bunker gegangen und habe meine Soldaten dort besucht. Einmal in der Weihnachtszeit habe ich kurze "Bun-



kerandachten" gehalten. Das konnte man tun. Es war schön, wenn man einen traf, den man noch von zuhause kannte.

B: Haben Sie die Gottesdienste nach der Feldagende gefeiert?

K: Meistens nach der Feldagende. Sie bietet ja keine große Liturgie. Gebet, Spruch, Predigt und Schlußgebet. Am Ende und am Schluß ein Lied, das mußte sein, wenn auch nicht jeder ein Feldgesangbuch dabei hatte. Aber die Schlesier konnten noch manches auswendig. Gerne wurde gesungen "Großer Gttt, wir loben dich." Das konnte man immer anstimmen. Ich bin nicht musikalisch, aber mit dem Lied kam ich schon zurecht.

B: Wie haben Sie die Feldagende beurteilt?

K: Wie man eben als junger Mann alles beurteilt, was von oben kommt: Es ist brauchbar, aber man könnte es auch selber machen.

B: Wie haben Sie es mit den Gebeten im Gottesdienst gehalten?

K: Dazu habe ich wohl die Feldagende benutzt. Aber ich habe auch als Zivilpfarrer nie die Gebete einfach abgelesen, sondern ich habe auch selbst formuliert.

B: Wie haben Sie es mit dem Gebet für Führer Volk und Wehrmacht gehalten?

K: Das mußte und durfte sein. Man hat es nicht unterschlagen. Es ist ja auch neutestamentlich: Man soll auch für die nichtchristliche Obrigkeit beten. Wenn Sie einmal die Gebete in der kleinen Agende von Schübel durchlesen, wird Ihnen auffallen, wie selten davon die Rede ist.

Der Feldbischof stand der Bekennenden Kirche nahe und legte Wert darauf, daß die Pfarrer, die er berief, aus dieser Richtung kamen. Er hat keinen "Deutschen Christen" eingestellt, wohl schon vorgefunden.

B: Sie haben den Feldbischof Dohrmann gut kennengelernt. Mir wäre lieb, wenn Sie ausführlich von ihm erzählen könnten.

K: Das ist nun nicht so ganz einfach, einen Mann mit ein paar Worten zu charakterisieren. Er war in Stettin ein sehr bekannter, ich muß das Wort gebrauchen, "Kanzelredner". Seine Kirche war immer voll, etwa zur Hälfte mit Soldaten, die andere Hälfte meist Zivilisten. Ganz Stettin ging zu ihm. Zu Dohrmann ging "man" in den Gottesdienst. Er hatte eine gut pietistische Theologie. Seine Predigt war sehr einprägsam, sie mußte "eine gewonnene Schlacht" sein, so konnte er sich ausdrücken. Am Schluß stand immer ein Apfell an den Willen des Hörers. Man konnte ihn einen Erweckungsprediger nennen. Er hat noch als Pensionär Evangelisationen gehalten. Persönlich konnte er sehr barsch und kurz angebunden sein. Er legte auch großen Wert auf Form. Als ich ihm von Frankfurt/Oder meinen Antrittsbesuch abstattete, fuhr ich in meinem blauen Anzug zu ihm. Er empfing mich: "Bruder Krüger, ich hätte nie gewagt, mit einem blauen Anzug zu meinem Feldbischof zu gehen." Er hatte also erwartet, ich sollte den Lutherrock anziehen. Er war ein großer Sportler und Reiter vor dem Herrn. Bei den Soldaten, nicht nur im Offizierskorps, war er sehr angesehen. Man hat ihn nach dem Krieg schlecht behandelt, wie überhaupt die Wehrmachtseelsorge von der offiziellen Kirche nicht sehr ästimmert wurde.

Man nahm wenig Notiz davon, daß es diese Kirche auch noch gab, die Wehrmachtkirche als eine Kirche innerhalb der Kirche. Eigentlich schade. Dohrmann hätte eigentlich verdient, nach dem Kriege in eine führende, leitende Stellung zu kommen, Nun war er, auch wenn es paradox zu seinem Auftreten erscheint, persönlich sehr bescheiden. Er wurde einfacher Gemeindepfarrer an der St. Lukas-Kirche in München.

B: Können Sie sich an gewisse Besonderheiten Ihrer Predigtarbeit erinnern?

→ K: Die Predigtvorbereitung war eine ganz schwierige Sache. Man hatte manchmal ein Quartier, wo man für sich allein sein konnte, und sich vorbereiten konnte, wenigstens einen Tag vorher. Dann gab es aber auch Gelegenheiten, wo man nur ganz kurz überlegen konnte, was es nun hier zu sagen gab. Ich war schon froh, wenn ich ein Textwort fand, an das ich mich halten konnte. Ich habe immer ein Bibelwort genommen. An die Perikopenordnung habe ich mich kaum gehalten, wohl an die Kirchenjahreszeiten. Inhaltlich wichtig war mir an meinen Predigten, wenn ich es mit einem Wort sagen soll, der Trost des Evangeliums. Ich habe mich immer bemüht, meine Predigten seelsorgerlich auszurichten, den Einzelnen in seiner Situation zu verstehen. Auch der Tapferste kennt die Angst. "Tapferkeit ist nicht, keine Angst haben. Tapferkeit ist Überwindung der Angst." So habe ich das oft ausgedrückt.

→ B: Wie war Ihr Verhältnis zu Ihren katholischen Kollegen?

K: Mit meinen katholischen Kollegen bin ich immer gut ausgekommen. Zwei habe ich erlebt. Der erste wurde abgelöst, schon vor dem Frankreichfeldzug. Für ihn kam ein Oberschlesier, der ein sehr fröhlicher und kontaktfreudiger Mensch war. Wir wurden quartiermäßig oft zusammengelegt. Wir hatten ein recht gutes Verhältnis zueinander. Er ist bei dem Zusammenbruch der Division im Juni 1944 gefallen. Er legte besonderen Wert auf die Betreuung der Verwundeten, auch ein sehr wichtiges Arbeitsgebiet des Divisionspfarrers. Reibungspunkte hat es zwischen uns nicht gegeben. In der Beurteilung der Gesamtsituation waren wir uns immer einig: Die Grenzen gehen heute gar nicht mehr zwischen Katholischen und Evangelischen. Die sind ja ganz woanders: zwischen Neuheiden und Christen.

B: Sie haben auch Amtshandlungen vollzogen.

→ K: Ja, Beerdigungen. Manchmal mit viel Beteiligung, besonders bei Offiziersbeerdigungen. Ich erinnere mich noch ganz besonders an die Beerdigung des Sohnes von Mansteins. Gero von Manstein fiel in unserer Division als Leutnant, und ich wurde als Divisionspfarrer gebeten, die Beerdigung zu halten. (v. Manstein in seinem Erinnerungsbuch "Verlorene Siege", Bonn 1955, S. 301: "Der Divisionsgeistliche der 18. Panzer-Grenadierdivision, Pfarrer Krüger, hatte, ganz im Sinne unseres Sohnes, seine Ansprache mit den Worten begonnen: 'Ein Leutnant von der Infanterie'.") Aber viele Beerdigungen fanden im ganz kleinen Rahmen statt. Es waren nur ein paar Sanitätssoldaten dabei, die aber doch Wert darauf legten, daß der Pastor dabei war. Viele mußten ohne Pfarrer beerdigt werden. Wenn die Kameraden wußten, daß er in der Nähe war, hieß es doch:

"Kommen Sie bitte. Wir haben wieder einen Kameraden zur letzten Ruhe zu betten." Immer habe ich die Beerdigung mit Bibeltext, Gebet, Vaterunser und Segen gehalten.

B: Was haben Sie bei den Beerdigungen, bei denen Sie zu sprechen hatten, inhaltlich gesagt?

K: Was sagt man bei Beerdigungen? Das ist ja eine Frage an jeden Pastor. Es ist ja nicht egal, wen man beerdigt. Man muß schon etwas sagen von dem, der zu beerdigen ist und sein Schicksal unter das Wort aus der Bibel stellen. Ich habe nie ~~je~~ eine Beerdigung gehalten, ohne die Verkündigung des Trostes aus dem Evangelium.

B: Sie sprachen davon, daß die Verwundetenbetreuung ein wichtiges Arbeitsgebiet gewesen sei.

K: Ja, in den Hauptkampftagen war der Platz des Pfarrers in erster Linie der Hauptverbandsplatz, wo die Verwundeten gesammelt wurden und erste Versorgung erfuhren. Ich habe viele junge Leute mit einer ganz großen Tapferkeit sterben sehen. So merkwürdig das auch klingt, junge Leute sind im Sterben oft tapferer als alte Leute. Alte Leute hängen manchmal viel mehr am Leben als ein junger Mensch, von dem man sagt: Er hat ja eigentlich das ~~große~~ große Leben noch vor sich.

Meine schlesischen Soldaten kannten noch etwas vom christlichen ~~Sterben~~ <sup>Sedankens ut</sup>. Viel, viel mehr als heutige Jugend. Ein Bibelwort oder ein Gesangbuchvers konnte zur Hilfestellung werden auf dem Weg durch das allerletzte Dunkle, durch das wir ja alle einmal hindurchmüssen.

Ich kann mich nicht besinnen, daß ich einmal ausgesprochener Ablehnung begegnet wäre. Weder ein Offizier noch ein anderer haben mir gesagt: "Ich möchte nichts mit Ihnen zu tun haben." Tag und Nacht blieben die Div.-Pfarrer auf den Verbandsplätzen an den Großkampftagen. Das ergab ein gutes Verhältnis zu den Ärzten. Wir waren gerne gesehen. Daß wir Seelsorge an den Ärzten üben konnten, kann man so nicht sagen. (Folgt: Hinweis auf das Buch "Die unsichtbare Flagge" von Peter Bamm)

B: Haben Sie während des Krieges auch mit der Kriegsgerichtsbarkeit zu tun gehabt?

K: Ich denke nicht gerne daran. Es ging um Männer, die verurteilt waren, zum Tode verurteilte Deserteure, Selbstverstümmeler. Auf Selbstverstümmelung stand auch die Todesstrafe. Ich hatte ein gutes Verhältnis zum Kriegsgerichtsrat. Er war ein sehr ordentlicher und vernünftiger Mann, der in Schutz genommen hat, was in Schutz zu nehmen ging, andererseits aber an seine Gesetze gebunden war. Wenn man dann zu einem geschickt wurde, von dem man wußte: er wird morgen erschossen, das war sehr schwer und, das muß ich nun auch sagen, nur mit betenden Händen zu überstehen. Wenn ich auch den Verurteilten dazu bekam, war ich dankbar. Der Pfarrer ging mit ihm und begleitete ihn bis zu dem Platz, wo er stehenbleiben mußte und ihm die Augen verbunden wurden. Ich denke nicht gerne daran, aber ab und zu habe ich diesen Dienst auch tun müssen, zum Glück nicht oft, drei oder viermal vielleicht. (Folgt: Hinweis auf Albrecht Goes, "Unruhige Nacht") Der Darstellung von Albrecht Goes würde ich zustimmen. So war das. Ich habe

das Buch mit großem Dabeisein gelesen. Es sind Dinge, die unter die Haut gingen.

B: Sind Sie auch mit Strafkompagnien oder Himmelfahrtskommandos in Berührung gekommen?

K: Nein.

B: Haben Sie irgendetwas erfahren über oder waren Sie beteiligt an bestimmten Sonderaktionen im Osten?

K: Nein, auch nicht.

B: Ich könnte mir vorstellen, daß in der Einzelseelsorge neben der Heimat und der militärischen Lage das Problem des Krieges irgendwie zur Sprache gekommen ist.

K: Es war selbstverständliche Pflicht. Es wurden auch keine großen Sprüche gemacht von Führer und Reich.

B: Hat es Situationen gegeben, in denen Sie ganz besonders bedrückende Gewissenskonflikte empfunden haben?

K: Das waren z.B. die genannten Verurteilungen.

B: War es bei Ihnen auch so, daß Sie sich eingeengt sahen, auf der einen Seite den Soldaten dienen zu müssen, auf der anderen Seite zu sehen, daß Sie einer Obrigkeit dienen, die die Ausrottung der Kirche betrieb?

K: Wie heißt das Buch von General Heusing-er? - "Befehl im Widerstreit." Das hat man sehr stark empfunden und kam auch in manchen Gesprächen zum Ausdruck, daß man auf der einen Seite sagte: "Wir müssen diese 'verdammte Pflicht und Schuldigkeit' tun und den Kopf hinhalten und wissen doch: Wenn wir den Krieg gewinnen, wird es am Ende schlimmer, als wenn wir ihn verlieren." So drückte man sich schon mal aus, dachte man zumindest. Ich habe keinen Kontakt gehabt mit Leuten des 20. Juli. Das war selbstverständlich eine aufregende Geschichte. Jemand, der davon hörte, sagte zu mir: "Wenn das doch geklappt hätte!" So offen konnte man sprechen. ~~In der Truppe hat sich dadurch kaum etwas geändert.~~

B: Hatten Sie während der Zeit Ihres Dienstes Begegnungen oder Zusammenstöße mit irgendwelchen Parteiangehörigen?

K: Nein, überhaupt nicht. Es gab den NS- Offizier. In unserer Division war das ein ganz vernünftiger Mann. Ich habe keinen Krach mit ihm gehabt. In der Division mußte man ihn annehmen. Aber er war kein Gesprächsgegenstand. Wir Pfarrer haben nicht gegen ihn polemisiert und er auch nicht gegen uns.

Wir hatten in Liegnitz auch einen vernünftigen Kreisleiter, der Reserveoffizier in unserer Division war und mich nach dem Krieg noch besucht hat.

B: In Ihrer Division haben Sie sicher auch Pfarrer und Theologiestudenten gehabt.

K: Gut, daß Sie das sagen. Um die habe ich mich ~~immer~~<sup>sehr</sup> besonders gekümmert. Das war immer sehr schön. Es gab sie in allen Dienstgraden. Wenn es irgendwie möglich war und die Lage es erlaubte, habe ich sie schon mal zusammengeholt. Das machte keine Schwierigkeiten. Zu ~~erster~~<sup>ersten</sup> habe ich sie gesammelt in der Zeit, als wir zwischen dem ~~Frankreichkrieg~~<sup>Frankreichkrieg</sup> und dem Rußlandkrieg zuhause waren, und sie in meine Wohnung eingeladen

Ich habe dann weiter mit ihnen Kontakt gehalten. Sie freuten sich, wenn wir uns trafen, und konnten mal ihr Herz ausschütten. Mit einem Kollegen kann man ja ~~noch~~ anders reden als mit dem Kameraden. Kameradschaft ist freilich kein leeres Wort: Es ist ~~ja~~ erstaunlich, und ich wundere mich heute noch darüber, wie die Kriegskameradschaft doch die Männer zusammengebunden hat; Kameradschaft in einer Situation, in der man an der Grenze ~~zwischen~~ <sup>and</sup> Leben und Tod ~~steht~~ <sup>steht</sup>. Wenn ich meine Kameraden heute treffe, so ist das wie am ersten Tag, obwohl doch jeder wahrhaftig sein eigenes Schicksal gehabt hat. Wenn man sich trifft, ist ~~sofort~~ <sup>der</sup> alte Kontakt wieder da.

B: Hat es während Ihrer Tätigkeit Verbündungen zu Ihrer Heimatkirche gegeben?

K: Nein, keine. Das hängt damit zusammen, was ich vorhin sagte. Schon vor dem Krieg hatten die Landeskirchen eine gewisse Zurückhaltung, ja Gleichgültigkeit gegenüber der Wehrmachtseelsorge an den Tag gelegt.

Mein Lebenslauf  
=====

1. Das Elternhaus

Am 17. September 1907 wurde ich, der zweite Sohn von Carl Krüger und seiner Ehefrau Margarete geb. Gotthardt, als "frei geborener Argentinier" in Esperanza de Santa Fé geboren. Mein Vater war dort Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde. Sie bestand aus städtischen Bürgern, meist oberdeutscher Herkunft, und aus ländlichen Kolonisten. Mein Vater sprach stets mit grosser Begeisterung von dieser seiner ersten Pfarrstelle. Auf Urlaubsreisen lernte er die Pampa, die Anden, Chile und den argentinischen Süden bis zur Magellanstrasse kennen.

Im Jahre 1911 kehrten die Eltern mit ihren drei Kindern, meinem älteren Bruder Johannes, meinem jüngeren Bruder Rudolf und mir, nach Deutschland zurück. Der Evangelische Oberkirchenrat trug meinem Vater die Pfarrstelle in Haynsburg, Kreis Zeitz (Provinz Sachsen) an. Das Dorf und die von den Herzögen von Sachsen-Zeitz zum Schloss umgebaute, den Namen gebende Burg liegen über dem Tal der Weissen Elster in einer reizvollen Landschaft am Höhenrand des Thüringer Berglandes zur Leipziger Tieflandbucht hin. Das ländliche Pfarrhaus mit seinem grossen Garten bot uns Kindern viel Freiheit aber auch stets Geborgenheit. Wanderungen und Ausflüge mit dem Vater erschlossen uns das "grüne Herz Deutschlands".

Vaters Pfarrstelle war ausgesprochen schwierig. Das galt schon von den räumlichen Entfernungen. Ausser dem Kirchdorf Haynsburg gehörten zur Kirchengemeinde das Filiationkirchdorf Breitenbach am Rand des Zeitzer Forstes und das Filiationkirchdorf Schkauditz in entgegengesetzter Richtung im Elstertal, insgesamt acht Dörfer und einige Einzelhöfe. Soziologisch wurde die Bevölkerung zum Teil durch die Landwirtschaft der grossen, als Musterbetrieb geltenden Mäne Haynsburg und der nicht allzu grossen Bauernhöfe in den anderen Dörfern bestimmt, zum grösseren Teil durch Industriearbeiterschaft. Viele Arbeiter fuhren täglich mit der Eisenbahn in die Fabriken von Zeitz und darüber hinaus in die Braunkohlengruben in der Umgebung von Luckenau, Teuchern und Meuselwitz. Was den pfarramtlichen Dienst so ausserordentlich belastete, war die notorische Unkirchlichkeit in allen Bevölkerungsschichten. Der Gottesdienstbesuch war oft verschwindend gering. Mitarbeiter gab es so gut wie keine. Schon als Jungen besorgten wir Pastorenjungs den Dienst des Glockenläutens und des Bälgetretens an der Orgel, halfen später auch dem Vater bei Verwaltungsarbeiten wie dem Kirchensteuerwesen. Das alles war für Vater nach den so ganz anderen Erfahrungen in seiner Pommerschen Heimat und im Ausland eine bedrückende Last, über die er freilich nie laut klagte, die er vielmehr als seinen Auftrag annahm. Schwierig gestalteten sich auch die Zeitläufte. Der erste Weltkrieg kam. Die Zeit danach führte mit galoppierender Inflation, die das Geld von Tag zu Tag entwertete und uns ~~xxxx~~ am Ende Billionen von Papiermark bescherte, in die wirtschaftliche Krise und in politische Polarisierung und Radikalisierung. Die Wogen der kommunistischen Aufstände in Mitteldeutschland brandeten bis zu uns.

sagen darf freundschaftliche- Zusammenarbeit, sodass er mich un-  
gern aus dem Amt scheiden sah. Eine Reihe von Jahren war ich auch  
Mitglied der Landessynode.

Neben allen Erfordernissen des "unendlichen Amtes" habe ich <sup>mit</sup> be-  
müht, theologisch auf dem Laufenden zu bleiben. Dazu half auch  
die Ausbildung von Lehrvikaren. Sie hat mir viel Freude und sel-  
ten Kummer gemacht. Eine Zeitlang habe ich im Katechetischen Se-  
minar in Villigst als Dozent in Kursen für Lehrer zum Erwerb der  
Religionsfakultas mitgewirkt. Als diejenigen, die meine theolo-  
gische Grundhaltung geprägt haben, nenne ich gern neben meinem  
Lehrer Ernst v. Dobschütz Karl Barth, Rudolf Bultmann und Diet-  
rich Bonhoeffer.

Zum 25jährigen, nicht besonders gefeierten Ortsjubiläum schrieb  
mir Oberkirchenrat Dr. Danielsmeyer: "Sie haben unserem Herrn  
Christus vielfältig und auf mancherlei Weise dienen dürfen. Für  
Ihre Gemeindegarbeit ist diese Weitung des Blickes fruchtbar ge-  
wesen. - Lassen Sie mich noch sagen, dass Sie für mich zu den  
'Säulen' des Kirchenkreises Iserlohn gehören, an die ich mit  
Dankbarkeit und guter brüderlicher Liebe denke."

~~XXXXXXXX~~ Am Sonntag, dem 17. September 1972, an meinem 65. Geburts-  
tag, hielt ich in der dichtbesetzten Kreuzkapelle meinen Abschieds-  
gottesdienst mit dem Jahresspruch als Predigttext: "Wir verkündi-  
gen nicht uns selbst sondern Jesus Christus als den Herrn." Im  
Verkündigungsdienst, bei welcher Gelegenheit es auch sei, hat  
stets mein Herz geschlagen. Er ist und bleibt die Mitte alles  
anderen Dienstes.

Geradezu überwältigend waren die Abschiedsfeiern, die uns zuerst  
die Frauenhilfe und dann das Presbyterium zuteil werden liessen.  
Auch Superintendent und Bürgermeister sprachen Abschiedsworte.  
Hat man seinen Dienst doch nicht vergeblich getan, auch wenn mir  
oft 1. Kön. 19, 4 ("Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele;  
ich bin nicht besser als meine Väter.") in den <sup>Sinn</sup> gekommen ist? Nur  
Gott kann es geben. Mein Schlusswort bei der letzten Abschieds-  
feier habe ich unter das Wort von Karl Barth gestellt: "Der  
Mensch kann und soll sich selbst sehen. Überschaun kann er sich  
nicht einmal im je gegenwärtigen Augenblick und auch nicht im  
Ganzen seine Vergangenheit."

Hans Hübs.